

**HEYNE** <

## Das Buch

»Ich fluche leise vor mich hin. Zum Glück ist mein Handy noch in der Seitentasche meines Kleids, und ich drücke Ethans Nummer.

Er meldet sich nach dem dritten Klingeln und hört sich amüsiert an. »Ah, hallo, hübsche Lila. Was hast du diesmal angestellt?«

Ich ignoriere das Kribbeln, das seine Stimme verlässlich in mir auslöst. Nach ungefähr einem Jahr bin ich ziemlich gut darin, die Gefühle weit von mir zu weisen, die er in mir weckt, was aus mehreren Gründen gut so ist. Nicht nur leben wir in zwei unterschiedlichen Welten: Ich mag schöne Dinge, und Ethan ist kein bisschen materialistisch. Er nennt mich oft verwöhnt, und ich nenne ihn einen Spinner, weil ich die meisten der Sachen, die er macht, nicht begreife, wie zum Beispiel, warum er sich keine netteren Klamotten kauft, wenn er doch das Geld hat. Er ist so sexy, und würde er Jeans ohne Löcher, neue Schuhe und neue Shirts tragen, sähe er so viel besser aus.«

Der dritte Band der *Ella und Micha*-Serie – jetzt sprühen die Funken zwischen ihren besten Freunden Lila und Ethan.

## Die Autorin

Die Bestsellerautorin Jessica Sorensen hat bereits zahlreiche Romane verfasst. Sie lebt mit ihrem Mann und ihren drei Kindern in den Bergen von Wyoming. Wenn sie nicht schreibt, liest sie oder verbringt Zeit mit ihrer Familie.

[www.jessicasorensen.com](http://www.jessicasorensen.com)

JESSICA SORENSEN

**VERFÜHRT.  
LILA & ETHAN**

Band 3

Roman

Aus dem Amerikanischen  
von Sabine Schilasky

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
THE TEMPTATION OF LILA AND ETHAN



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte  
Papier *Holmen Book Cream* liefert  
Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige deutsche Erstausgabe 08/2014  
Copyright © 2013 by Jessica Sorensen  
Copyright © 2014 der deutschen Ausgabe  
by Wilhelm Heyne Verlag, München  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Printed in Germany 2014  
Redaktion: Sabine Thiele  
Umschlaggestaltung: t. mutzenbach design,  
München unter Verwendung einer Abbildung  
von © plainpicture/Cultura  
Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
ISBN: 978-3-453-41771-7

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

## Prolog

# LILA

Schönheit, Eitelkeit, Perfektion. Drei Worte, die meiner Mutter heilig sind. Sie bedeuten ihr mehr als ihr Ehemann, ihre Töchter und ihr Leben. Ohne diese Eigenschaften wäre sie lieber tot. Und könnte ich sie nicht vorweisen, würde sie mich verstoßen. Sei makellos. Strahle. Was du auch tust, tu es herausragend. Das sind ihre Regeln, die mein Dasein bestimmen. Und mein Vater ist kein bisschen besser. Ich denke sogar, dass er schlimmer ist, denn selbst mit Schönheit, Perfektion und Makellosigkeit bin ich ihm nie gut genug.

Der dauernde Druck, perfekt zu sein, ist nicht auszuhalten und erdrückt mich. Manchmal könnte ich schwören, dass mein Zuhause schrumpfen und sich ausdehnen kann, die Wände zeitweise dichter zusammenrücken, um dann wieder zurückzuweichen. Wenn ich alleine zu Hause bin, fühlen sich die Räume riesig an, als gäbe es zu viel Platz und zu viele Wände. Sobald aber meine Eltern da sind, wird es so eng, dass ich kaum noch Luft bekomme, selbst wenn ich am anderen Ende des Hauses bin.

Vielleicht liegt es daran, dass ich immer irgendetwas falsch mache und sie mich laufend an meine unverzeihlichen Fehler erinnern. Entweder tue ich nicht genug, um sie zufriedenzustellen, oder ich bemühe mich nicht genug.

Es gibt unzählige Regeln, an die ich mich halten muss: Sitz gerade, nicht so krumm, rede nicht, es sei denn, man spricht dich direkt an, bau keinen Mist, sei perfekt, sei hübsch. Wir haben Erwartungen und Maßstäbe, denen du entsprechen musst. Wir müssen nach außen vollkommen sein, egal wie es drinnen aussieht. Die Regeln sind so anstrengend, und dabei bin ich vierzehn Jahre alt und möchte nur einmal im Leben ein bisschen Spaß haben und keine Twinsets, Tuchhosen oder Designerkleider tragen. Ich will mir mal keine Gedanken darüber machen, ob mein Haar glänzt und glatt ist oder meine Haut makellos. Wenn ich könnte, würde ich mir das Haar abschneiden und in einer wilden Farbe tönen – knallrot oder mit schwarzen Strähnen. Ich würde dick Eyeliner auftragen und dunkelroten Lippenstift. Ich würde alles tun, solange es nur zeigt, wer ich wirklich bin. Im Moment weiß ich gar nicht richtig, wer das ist. Ich kenne ja nur die Lila, die meine Mutter geschaffen hat.

Und die habe ich gründlich satt. Mich interessiert nicht, was die Leute über meine Familie denken. Ich will nicht mit zwei Leuten an einem Esstisch für zwanzig sitzen. Ich will keine Sachen essen müssen, die aussehen, als sollten sie noch gekocht werden. Ich will kein Abendessen mehr durchstehen müssen, bei dem mir erklärt wird, dass ich alles falsch mache. Und ich möchte mich nicht fühlen, als würde ich immer nur alles versauen. Ich wünsche mir, geliebt zu werden. Ja, das wünsche ich mir.

»Lila Summers«, sagt meine Mom streng und schnippt mit den Fingern. »Sitz gerade bei Tisch. Du ruinierst dir die Haltung, und es lässt dich kleiner wirken. Schlimmer noch,

du könntest einen Buckel bekommen. Stell dir vor, wie scheußlich das aussieht.«

Ich atme langsam aus, straffe die Schultern, strecke die Brust nach vorn und schiebe weiter das Essen auf meinem Teller hin und her. »Ja, Mutter.«

Sie wirft mir einen vernichtenden Blick zu, weil ihr mein respektloser Ton missfällt. Ihr Gesicht ist frisch mit Botox behandelt, das sie sich regelmäßig spritzen lässt, sodass es wie eingefroren aussieht. Nichts bewegt sich oder gibt irgendwelche Gefühle preis. Andererseits ist meine Mutter auch ohne Botox so. Gefühle zu zeigen zeugt von Schwäche, und die dulden meine Eltern genauso wenig wie Versagen, Mittelmäßigkeit und den Namen der Familie beschmutzen, was ich angeblich dauernd tue.

»Ist das nicht ein kleines bisschen unsinnig?«, sage ich. Mir ist klar, dass ich mich auf dünnem Eis bewege. Mein Vater hasst es, wenn wir die Regeln infrage stellen, aber manchmal kann ich den Mund nicht halten, denn das tue ich sowieso viel zu oft. »Nicht mal entspannen zu können, wenn wir unter uns sind?«

»Vielleicht sollten wir sie an ihrem eigenen Tisch essen lassen«, bemerkt mein Vater und beißt von seinem Spargel ab. »Du weißt, wie ich über Ablenkung beim Essen denke.« Er hat immer schlechte Laune, aber heute ist sie besonders schlimm. Er war mit meiner Mutter zum Direktor meiner Schule zitiert worden, weil sie mich gestern beim Schwänzen erwischt haben. Es war kein Drama, denn ich hatte bloß eine Stunde Sport verpasst, doch sie mussten in der Schule erscheinen, und das allein war meinem Vater schon furchtbar peinlich, wie er mir auf der Rückfahrt mehrfach sagte.

»Nichts kann sie richtig machen«, beschwerte er sich auf dem Heimweg bei meiner Mutter. »Entweder reißt sie sich am Riemen, oder sie muss weg.«

Er sagte es, als wäre ich ein Hund, den man einfach ins Tierheim abschieben kann, wenn man ihn nicht mehr will.

Meine Mutter sieht mich nach wie vor wütend vom Tischende an. Es ist ein warnender Blick, dass ich ruhig sein soll, denn mein Vater ist nicht in der Stimmung für Streit – als wäre er es jemals. Sie hat blaue Augen und blondes Haar, genau wie ich, nur dass ihres schon grau wird, weshalb sie es alle zwei Wochen färben lässt. Sie geht regelmäßig zur Maniküre, trägt ausschließlich teure Designermode und hat einen Schuhschrank so groß wie die Häuser manch anderer Leute. Sie mag teuren Wein und natürlich ihre Tabletten. Ich bete zu Gott, dass ich nicht wie sie werde, doch wenn es nach meiner Mom geht, werde ich mit dem Sohn irgendeiner angesehenen Familie verheiratet, ganz gleich, ob wir uns mögen oder nicht. *Liebe ist dumm. Die bringt dir keine Zufriedenheit*, sagt sie immer. So kamen meine Eltern zusammen, was wohl ein Grund ist, warum sie an gegenüberliegenden Tischenden sitzen und sich nie richtig ansehen. Manchmal frage ich mich, wie ich überhaupt gezeugt wurde, denn ich habe noch nie gesehen, dass sie sich auch bloß geküsst haben.

Das Handy meines Vaters klingelt in seiner Hemdtasche. Er zieht es heraus und schaut aufs Display. Nach kurzem Zögern drückt er den Anruf weg und steckt das Telefon wieder ein.

»Wer war das?«, fragt meine Mutter, obwohl sie es schon weiß. Wir alle wissen es, sogar die Hausmädchen.



»Geschäftlich«, murmelt er und schiebt sich mehr Spargel in den Mund.

»Geschäftlich« ist seine vierundzwanzigjährige Affäre, von der meine Mutter weiß, die sie meinem Vater gegenüber jedoch nie erwähnt. Einmal habe ich gehört, wie sie mit ihrer Mutter darüber redete, und sie waren sich beide einig, dass solche Geschichten eben der Preis für ihr Leben im Luxus waren. Meine Mutter benahm sich, als wäre nichts weiter dabei, doch ich konnte an ihrer Stimme hören, dass sie verletzt war, und jetzt sehe ich es an ihrem Blick. Ich glaube, sie hat dadurch das Gefühl, ihre Jugend und Schönheit zu verlieren, weil sie älter und grauer wird und die ersten Falten langsam sichtbar werden.

»Dann bitte deine geschäftlichen Kontakte, in Zukunft nicht während des Abendessens anzurufen«, antwortet sie und sticht ihre Gabel in das Hähnchenfleisch. »Und Lila, ich sage es nicht noch einmal. Setz dich gerade hin, oder du gehst ohne Essen auf dein Zimmer. Du endest noch mit einem Buckel, und dann will dich keiner mehr.«

»Wir sollten wirklich noch einmal überlegen, sie auf das Internat in New York zu schicken, wo Abby war«, sagt mein Vater, ohne mich auch nur anzusehen. Er richtet seine Krawatte und isst noch einen Happen. »Ja, ich würde sogar meinen, sie muss dorthin. Mir reicht es mit diesem Theater hier, und ich bin mit meiner Geduld am Ende.«

»Aber, Douglas, ich finde nicht, dass wir sie so weit wegschicken sollten«, erwidert meine Mutter und hakt den Anruf der Geliebten mit derselben Gelassenheit ab, mit der sie jeden Morgen ihre Pillen einwirft.

Diese Unterhaltung führen sie fast jeden Abend. Mein

Dad sagt: »Schicken wir sie weg«, und meine Mutter antwortet: »Aber, Douglas.«

»Sie macht zu viele Scherereien.« Mein Vater verzieht das Gesicht und schneidet sein Hühnchen. »Die Schule schwänzen, um shoppen zu gehen, sich mit Gestalten herumtreiben, die wir nicht gutheißen. Ihre Noten sind bestenfalls durchschnittlich, und sie hat keinerlei Begabungen vorzuweisen, außer dass sie hübsch ist. Ich habe kürzlich Fort Allman getroffen, und sein Sohn ist gerade in Yale angenommen worden.« Er steckt sich ein Stück Fleisch in den Mund, kaut und schluckt, ehe er fortfährt: »Was können wir vorweisen, Julie? Zwei Töchter, von denen eine zweimal in der Entzugsklinik war und die andere wahrscheinlich noch auf der Highschool schwanger wird. Sie braucht eine strengere Führung.«

»Ich werde nicht schwanger«, widerspreche ich und merke, wie meine Schultern wieder nach vorn sacken. »Ich habe ja nicht mal einen festen Freund.«

»Sie ist viel zu unbedarft«, redet er über mich hinweg, als würde er sich für mich schämen. »Sie wird noch genauso wie Abby, und ich brauche wahrlich nicht noch so ein Mädchen im Haus. Ich wünsche mir eine Familie, auf die ich stolz sein kann, und auf dem Internat können sie vielleicht noch etwas retten – falls es nicht schon zu spät ist.«

Es fühlt sich an, als würde ich keine Luft mehr bekommen. Die Wände rücken zusammen, wollen mich zerquetschen. Meine Schultern sinken noch weiter nach vorn, bis ich beinahe zusammengerollt auf meinem Stuhl sitze.

»Auf sie wirst du stolz sein können. Dafür Sorge ich, versprochen«, sagt meine Mutter kleinlaut und sortiert das

Gemüse auf ihrem Teller. »Sie braucht lediglich etwas mehr Disziplin.«

»Und falls nicht?«, fragt mein Vater. »Was dann?«

Sie antwortet nicht. Stumm zerschneidet sie ihr Fleisch, und ich höre ihr Messer über das Porzellan schaben.

Mein Vater sieht mich mit kaltem Blick und versteinert Miene an. »In ihrem Alter wusste ich bereits, auf welches College ich gehen und wo ich arbeiten will. Ich half sogar dreimal die Woche meinem Vater im Büro. Was kann sie vorweisen? Dass sie hübsch ist? Sich nett anzieht? Zu dir wird, Julie? Ich sehe nicht, wie ihr das in Zukunft nützen soll. Nichts, sofern sie niemanden findet, der sie heiraten will. Und ich kann dir versichern, dass es zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht aussieht, als würde das passieren.« Er sagt das voller Arroganz. »Sie muss anfangen, sich weniger auf Jungs und Kleider zu konzentrieren und mehr auf Schule und Arbeit. Es reicht mir, was für eine gottverdammte Versagerin sie ist. Solange sich das nicht ändert, will ich sie nicht in diesem Haus.«

Ich sage mir, dass ich atmen muss, dass die Wände sich in Wahrheit nicht zusammenschieben und mich nicht zerquetschen. Dass die Gefühle in mir nichts als bloße Emotionen sind und ich mir eines Tages nicht mehr so wertlos vorkommen werde. Eines Tages werde ich mich geliebt fühlen. Ich sage mir auch, dass mein Vater nun mal so ist, wie er ist – so wie sein Vater zu ihm war. (Das weiß ich, weil ich es selbst miterlebt habe.) Meine Schwester Abby hat mir versichert, dass es da draußen eine ganze Welt weit weg von Eltern, Geld, Erwartungen und Eitelkeit gibt. In der man sein darf, wer man ist ... Wer immer das sein mag.

Sie sagt, sie sei jetzt frei, und es wäre großartig, auch wenn nicht alles perfekt sei.

»Douglas, ich denke wirklich ...«, beginnt meine Mutter, doch mein Vater hebt eine Hand, und sie verstummt.

»Als wir beschlossen, Kinder zu haben, hattest du mir zugesichert, dass ich nichts mit ihnen zu schaffen haben würde«, sagt er frostig. »Du würdest dich um sie kümmern, und ich könne mich ausschließlich meiner Arbeit widmen. Und jetzt sitze ich hier mit Tochter Nummer zwei, die mir dieselben Kopfschmerzen wie Tochter Nummer eins bereitet. So war das nicht vereinbart.«

Aus irgendwelchen Gründen stelle ich ihn mir an seinem Hochzeitstag vor, wie er seine Unterschrift unter einen Vertrag setzt, laut dem er sich nicht mit seinen Kindern abgeben muss, falls meine Mutter sich entschließt, welche zu bekommen.

»Ich bessere mich«, wage ich zu sagen. »Ehrlich, ich versuch's.«

»Du *versuchst* es?« Mein Vater lacht hämisch und legt seine Gabel ab. »Julie, sie geht aufs Internat. Es wird gut für sie sein.« Er spricht nicht mit mir. Das tut er überhaupt selten. Anscheinend bin ich nicht würdig, von ihm angesprochen zu werden.

»Gut, wir schicken sie hin«, lenkt meine Mutter plötzlich ein und senkt den Kopf. »Ich regle das gleich am Montag.«

»Was?« Ich bin normalerweise nicht so dumm, beim Essen laut zu werden, doch das hier ist ja wohl eine Ausnahme. Ich schiebe meinen Teller weg und lege die Hände auf den Tisch. »Das könnt ihr nicht machen! Ich gehe nirgends hin!«

Mein Dad verschränkt die Hände vor sich und spricht mich endlich direkt an. »Ich tue verdammt noch mal, was ich will. Du bist meine Tochter, trägst meinen Namen, und daher benimmst du dich, wie ich es erwarte, oder du gehst dahin, wo ich dich hinschicke. Wenn ich sage, geh auf ein Internat, gehst du auf ein Internat.«

Jetzt ist überhaupt kein Platz mehr zwischen den Wänden, dem Tisch und mir. Ich ersticke, wenn ich hier nicht rauskomme. Also schiebe ich meinen Stuhl zurück. Natürlich weiß ich, dass ich mich nicht so benehmen darf, aber ich kann nicht anders. »Was ist mit meinen Freunden? Mit der Schule? Mit meinem Leben hier? Ich kann das nicht einfach alles zurücklassen.«

»Deine Freunde sind nicht gut für dich«, sagt meine Mutter. »Sie verleiten dich zum Schwänzen und bringen dich in Schwierigkeiten.«

»Tun sie nicht«, widerspreche ich. »Ich habe doch so gut wie nichts gemacht, und selbst das war normal für einen Teenager.«

»Setz dich«, befiehlt mein Vater. »Du stehst erst auf, wenn du aufgeessen hast.«

Kopfschüttelnd trete ich vom Tisch zurück. »Das ist so zum Kotzen!« Ich habe nur sehr selten solche Ausbrüche, und jedes Mal laufen sie darauf hinaus, dass ich mit einem sehr langen Vortrag darüber bestraft werde, wie unbedeutend ich in dieser Familie bin.

Mein Vater sieht verärgert zu seiner Frau. »Kümmere dich um deine Tochter.«

Rasch steht sie auf und stemmt die Hände auf das weiße Tischtuch. »Lila ...«

Ich laufe aus dem Esszimmer und auf die Treppe zu, doch in letzter Sekunde biege ich zur Diele ab. Ich muss unbedingt hier raus. Genau wie meine Schwester. Abby hat es getan. Ich will weglaufen von ihnen. Verschwinden. Abby lief immerzu weg, bis sie sie eines Tages fortschickten. Seitdem war sie nie wieder hier.

Ich höre meine Mutter brüllen und ihre hohen Absätze auf dem Marmorboden klackern, als sie mir nachrennt. »Lila Summers, wage es ja nicht, das Haus zu verlassen!«

Als ich die Haustür aufziehe, bin ich schlagartig von Wärme und Sonnenschein umgeben. Der Alarm schrillt los, doch ich bleibe nicht, um ihn abzuschalten. Ich flitze die gepflasterte Einfahrt hinunter und tippe den Code für das Tor ein. Meine Mutter ruft mir immer noch nach, aber ich laufe schon den Gehweg hinunter. Ich will frei sein, weg von ihnen und ihren Regeln. Unmöglich kann ich auf ein Internat gehen. Ich muss hier wohnen, wo die Leute sind, die mich mögen. Ohne Steph, Janie und Cindy habe ich niemanden. Ich wäre völlig alleine.

Die Vorstellung ist beängstigend, und mein Adrenalinpegel steigt erst recht. Schnell tragen mich meine Beine bis zur Straßenecke, und ich laufe weiter, bis ich die Bushaltestelle in zwei Meilen Entfernung erreiche, wo sich die Gegend verändert und anstatt riesiger Villen gewöhnliche, weniger auffällige Vororthäuser stehen. Ich bin erst einmal zuvor mit dem Bus gefahren, denke aber, dass ich es wieder schaffe. Und mir bleibt ja sowieso nichts anderes übrig. Ich habe mein Handy nicht dabei, also kann ich entweder herumlaufen, nach Hause gehen oder mit dem Bus zu meiner Schwester fahren und eine Weile bei ihr bleiben. Ich

ziehe einen Zwanzig-Dollar-Schein aus der Hosentasche und setze mich auf die Bank, um auf den Bus in die Innenstadt zu warten.

Es dauert einige Zeit, bis der Bus kommt, und mich wundert, dass meine Mutter nicht auftaucht. Andererseits ist es unwahrscheinlich, dass sie sich in solch eine Gegend begibt. Ich bemühe mich, so zu tun, als wäre es keine große Sache – die es sehr wohl ist. Im Grunde bin ich ja froh, dass sie nicht aufgekreuzt ist und ich mir keine Predigt von ihr anhören muss. Aber insgeheim wünsche ich mir trotzdem, dass sie mir nachkommt, weil ich ihr dann nicht total egal wäre.

Die Busfahrt dauert ewig, und der Platz, auf dem ich sitze, riecht komisch: wie eine Mischung aus ungewaschenen Socken und einem sehr strengen Blumenduft. Außerdem ist es voll im Bus, und einige der Leute sehen echt unheimlich aus. So wie der Typ mir gegenüber, der sich jedes Mal die Lippen leckt, wenn er mich ansieht. Seine Schnürbänder sind offen, er hat eine löchrige Jeans an und sieht nur wenige Jahre älter als ich aus. Hässlich ist er nicht, doch seine vernarbte und etwas picklige Haut würde für meine Mutter reichen, ihn zu verdammen. Für sie verdienen nur schöne Menschen, reich zu sein. (Das hat sie sogar mal wortwörtlich zu meiner Großmutter gesagt, als die beiden sich mal wieder bei viel Wein gegenseitig das Herz ausschütteten.)

»Hast du Geld dabei?«, fragt er, rutscht auf seine Sitzkante und kratzt sich das unrasierte Kinn.

Ich schüttele den Kopf und drehe die Beine zur Wand.  
»Nein.«

»Sicher?« Er sieht auf meine Hosentasche und leckt sich wieder die Lippen.

»Ja, sicher.« Ich rücke dichter ans Fenster, während er mich richtig widerlich anstiert.

»Du bist verflucht schick, weißt du das?«, fragt er, und für einen Moment fühle ich mich auf unangenehme Weise geschmeichelt. »Hast du dich verirrt oder so was?« Als ich nicht antworte, legt er eine Hand auf mein Knie. »Wenn du willst, helfe ich dir, wieder nach Hause zu finden.«

»Fass mich nicht an«, sage ich leise, und mein Puls wird schneller, weil seine Hand an meinem Bein hinaufgleitet.

»Wieso denn nicht, Süße?«, fragt er. Inzwischen ist seine Hand auf meinem Oberschenkel. »Ist schon okay.«

Es dauert ein bisschen, ehe ich reagieren kann, weil mir mein Kopf und mein Körper unterschiedliche Dinge sagen, und das verwirrt mich. Es ist ja nicht so, als hätte mich noch nie ein Junge angefasst, aber aus irgendeinem Grund gibt mir die Hand von diesem Typen auf meinem Schenkel das Gefühl, was Besonderes zu sein. Menschliche Berührung, Haut an Haut. Ich hasse es, wie sehr ich mich danach sehne, und es ist auch ein kleines bisschen schön, von ihm angefasst zu werden, wofür ich mich gleich wieder schäme. Ich komme mir schmutzig vor, doch zugleich will ich es. Wohl weil ich so selten das Gefühl habe, dass mich jemand will.

Trotzdem nehme ich meinen ganzen Mut zusammen und schiebe seine Hand weg. Er lacht, sagt aber nichts mehr, und schließlich steigt er aus, wobei er noch eine Bemerkung macht, dass ich mit ihm kommen und mal »richtig Spaß haben« soll.

Ich werde etwas lockerer, als er weg ist, und versuche,



aus dem Fenster zu sehen, wo die Sonne langsam am Horizont versinkt und bald ganz weg ist. Jetzt starrt mir mein Spiegelbild von der Scheibe entgegen: meine tief liegenden blauen Augen, das schulterlange blonde Haar und die blasse Haut, die so glatt ist, dass alle denken, ich würde Make-up tragen, was ich gar nicht tue. Schönheit. Mir wird dauernd gesagt, dass ich schön bin, und andere scheinen mich darum zu beneiden, dabei bringt es mir nie das, was ich mir wünsche: Liebe, Zuneigung, etwas zu fühlen, anstatt innerlich leer zu sein.

Es ist dunkel, bis ich am Ziel bin, und kühl. Die Gegend, in der meine Schwester wohnt, lässt mich erst recht frösteln. Es ist ein heruntergekommenes Viertel, und eine Menge Leute sind auf den von Müll übersäten Gehwegen unterwegs. Auf der Bank an der Bushaltestelle schläft ein Mann, und einige Typen stehen vor einem leeren Gebäude mit verrammelten Fenstern und brüllen etwas nach oben. Einer von ihnen bemerkt mich, als ich aus dem Bus steige. Er tippt den Kerl neben sich an und raunt ihm etwas zu. Dann sehen beide mich an, und mir gefällt weder, wie sie mich anschauen, noch dass sie dreimal so groß sind wie ich.

Ich gehe nach rechts, obwohl es zu meiner Schwester nach links geht, nur um nicht an ihnen vorbeizumüssen. Dabei halte ich den Kopf gesenkt, um nicht noch zu betonen, wie ich aussehe. Mittlerweile weiß ich ja, dass jeder Blickkontakt zu Problemen führen kann.

»Hey, wo willst du denn hin, Baby?«, ruft einer von den Typen mir nach. »Komm doch her.«

Ich laufe los und werde erst langsamer, als ich zweimal um die Ecke bin und fast den Straßenblock umrundet habe.

Endlich komme ich zu einem ruhigen Stück, wo der Gehweg an einem Schrottplatz entlangführt, der von einem hohen Maschendrahtzaun abgesperrt ist. Ich gehe weiter mit gebeugtem Kopf, bis ich bei dem Haus bin, in dem meine Schwester wohnt.

Bei meinem ersten Besuch hier war ich schockiert. Meine Schwester war gerade wegen Drogenbesitzes aus dem Internat geflogen, und mein Dad ließ sie nicht wieder nach Hause, wollte ihr aber auch kein Geld geben. Vor dem Internat war sie ziemlich aufmüpfig gewesen und hatte oft laut gesagt, was sie dachte, aber eigentlich nie etwas Schlimmes getan. Als sie zurückkam, war sie still, drogenabhängig und kaum noch die Schwester, an die ich mich erinnerte. Dies hier war die einzige Wohnung, die sie sich leisten konnte, und die ist ein widerliches Loch. Die meisten Fenster an dem dreistöckigen Haus sind entweder kaputt oder mit Brettern vernagelt, und Leute schlafen auf der Treppe. Meine Mutter nennt es ein Crack-Haus, in dem verlotterte, unerwünschte Leute wohnen; sie besucht meine Schwester nie und will es auch niemals. Ich schaffe es bis in Abbys Etage, ohne von den Leuten auf der Treppe oder der Frau belästigt zu werden, die ihren Nachbarn von gegenüber obszön beschimpft. An Abbys Tür muss ich fünfmal klopfen, ehe sie aufmacht, und ich erkenne sofort, dass sie total high ist.

»Hey, Lila«, sagt sie benommen und blinzelt. »Wie komme ich denn zu der Ehre?« Sie hat ein sehr großes graues Sweatshirt und abgeschnittene Jeans an, für die allein meine Mutter sie schon verstoßen würde. Andererseits hat sie das ja quasi schon, also ist es egal.

»Hey.« Ich winke idiotisch, weil ich unsicher werde.

Abby macht die Tür weiter auf und lässt mich hinein. »Ich wette, das war Dad, oder?«, scherzt sie, während sie die Tür hinter mir schließt. »Sicher hat er dich hergeschickt, um nach mir zu sehen. Er will bestimmt wissen, ob es seiner geliebten Tochter gut geht und sie nicht tot irgendwo in der Gosse liegt.«

»Ich musste nur weg und einen klaren Kopf bekommen«, sage ich, hole tief Luft und blicke mich in ihrem Wohnzimmer um, das ungefähr so groß ist wie unsere Diele. Es riecht verqualmt und irgendwie nach Müll, und überall stehen diese verrückten Glasvasen und eine Menge Schnapsflaschen. »Mom und Dad wissen nicht, dass ich hier bin«, sage ich und drehe mich zu ihr. Ich überlege, sie zu umarmen, weil ich dringend in die Arme genommen werden möchte, aber Abby sieht so zerbrechlich aus. Wenn ich sie zu fest drücke, bricht sie womöglich auseinander.

Sie hat sich seit dem letzten Mal so verändert, dabei ist es erst sechs Monate her. Ihr blondes Haar wirkt fettig und dünn, ihre Poren sind riesig, und sie hat einige Wunden, die wie aufgekratzte Pickel aussehen. Ihre Lippen sind völlig ausgetrocknet und haben gleich zwei Herpesstellen. Außerdem hat Abby abgenommen, was nicht gut ist, weil sie sowieso schon zu dünn war.

Sie blinzelt mich wieder an und zeigt auf ein altes kariertes Sofa, das die eine Wand des schmalen Zimmers vollständig ausfüllt. »Setz dich doch«, sagt sie und lässt sich auf das Sofa fallen.

Ich klopfe einige Krümel vom Polster und setze mich hin. Auf dem Couchtisch liegt eine seltsam aussehende

Glühbirne, die kunstvoll bemalt ist, und ich greife danach.  
»Was ist das? Kunst?«

»Nicht anfassen«, fährt sie mich an und schlägt meine Hand weg. »Das ist keine Kunst, Lila.«

»Oh, Verzeihung.« Schon bereue ich, dass ich hergekommen bin, denn Abby freut sich nicht, mich zu sehen, und ist völlig neben der Spur. »Vielleicht sollte ich wieder gehen.« Ich will aufstehen, doch sie packt meinen Arm und zieht mich wieder nach unten.

»Nein, geh nicht.« Sie seufzt. »Es ist bloß ...« Sie kratzt sich erst am Kopf und dann im Gesicht. »Ich weiß nicht, wieso du hier bist. Mom hat mir ziemlich deutlich gesagt, dass mich die Familie verstößt.«

»Ich würde dich nie verstoßen«, antworte ich. Früher haben wir uns mal richtig gut verstanden, vor dem Internat und den Drogen. »Ich ... Es ist nur ... Dad schickt mich ins Internat«, platze ich heraus. »In das, wo du auch warst.«

Schweigend starrt sie auf die Glühlampe auf dem Tisch.  
»Warum? Was ist passiert?«

Ich verziehe unglücklich das Gesicht. »Sie haben mich beim Schwänzen erwischt.«

Abby schüttelt den Kopf, und blanker Hass blitzt in ihren Augen auf. »Dad ist so ein beschissenes Arschloch. Als wenn man nie mal was falsch machen darf. Nicht mal eine Kleinigkeit. Und tut man es doch ... wagt man es, existiert man für ihn nicht mehr.«

Ich widerspreche ihr nicht, obwohl ich schon mein Leben lang das Gefühl habe, für ihn nicht zu existieren.  
»Was soll ich machen?«

Sie zuckt mit den Schultern. »Da kannst du nicht viel

machen ... nicht bis du achtzehn bist und so weit von zu Hause wegläufst wie möglich.«

Ich lehne mich auf dem Sofa zurück und sehe das bunte Poster von einer Gitarre an der Wand an. »Wie schlimm ist es?«

Sie nimmt ein Feuerzeug vom Couchtisch und greift nach der Glühbirne. »Wie schlimm ist was?«

»Das Internat«, sage ich und beobachte sie neugierig. *Was macht sie da? Wer ist die junge Frau, die da neben mir sitzt? Ich erkenne sie fast nicht wieder.*

Sie hält sich die Glühbirne an den Mund. »Nicht schlimmer als zu Hause.« Sie klickt das Feuerzeug an und bewegt die Flamme an dem Glas. Ich habe keine Ahnung, was sie tut, doch irgendwie denke ich, ich sollte wegsehen. Ich wende den Blick ab.

»Dann komme ich da klar?«, frage ich in Richtung des dunklen Wohnungsflurs, der zu einem Durchgang mit einem Perlenvorhang führt. »Ich meine, wenn ich hingeh? Es wird erträglich, oder?«

Sie lacht schnaubend und hustet. »Kommt ganz drauf an, wie toll du es bei uns zu Hause findest.«

»So übel ist es nicht«, erwidere ich, auch wenn mir die Lüge beinahe im Hals stecken bleibt.

Wieder schnaubt Abby. »Ach, Lila, mach dir nichts vor. Unser Familienleben ist ein Haufen Scheiße, der aus nichts als Lügen für die Leute da draußen besteht. Alle halten uns für die perfekte Familie, aber hinter verschlossenen Türen sind wir nichts als eine leere Hülle. Keine Umarmungen. Keine Küsse. Keine Zuneigung. Eine gefühllose Zombie-Mutter, die von ihrer Schönheit und Geld besessen ist. Ein

desinteressierter Vater, der uns hasst und uns bei jeder Gelegenheit sagt, wie sehr wir ihm auf die Nerven gehen, nur weil wir da sind.« Sie hustet lauter, bis sie etwas hochwürgt und es auf den Boden rotzt. »Er will, dass es uns genauso schlecht geht wie ihm bei seinem Vater.«

Jetzt sehe ich wieder zu ihr. Sie legt die Glühbirne auf den Tisch zurück, und die Luft ist ein bisschen muffig. »Was ist das?«, frage ich.

»Hoffen wir, dass du das nie rausfindest. Hoffen wir, dass du eine Art Sonnenschein-und-Regenbogen-Leben führen kannst, nicht das hier.«

»Aber ich dachte, du hast gesagt, hier ist es besser. Dass du dich freier fühlst.«

»Tue ich auch.« Sie gähnt, und ihr fallen fast die Augen zu. »Aber ich will diese Art Freisein nicht für dich.«

»Und wieso machst du das, wenn du es nicht gut findest?«

»Weil es mich glücklich macht und alles Dunkle in der Welt damit nicht mehr ganz so dunkel ist.« Sie legt das Feuerzeug wieder auf den Couchtisch, überlegt kurz und zieht dann ein Knie an, um sich zu mir zu drehen. »Willst du einen schwesterlichen Rat?«

»Ähm ...« Ich blicke mich in der Wohnung um, die voll von Drogenkram ist, wie ich vermute. »Klar.«

»Lebe dein Leben, Lila, so wie *du* es willst, nicht wie Dad oder sonst wer es will.« Wieder greift sie nach dem Feuerzeug, schließt halb die Augen und lallt ein bisschen, als sie weiterspricht. »Und wenn du auf dem Internat landest, halt dich fern von den problematischen Leuten, den wilden, gefährlich aussehenden. Die geben dir das Gefühl, richtig

lebendig zu sein und beliebt, und sie reden dir ein, dass das Leben wirklich was bedeuten kann. Aber in Wahrheit benutzen sie dich nur. Und sie ziehen dich mit sich runter. Die lieben dich nicht richtig, Lila. Tun sie nicht. Liebe gibt es gar nicht, egal, wie sehr du dir das wünschst.«

Ich frage mich, warum sie mir das sagt. »Ähm ... okay.«

Das erklärt sie mir nicht, denn unsere Unterhaltung ist offensichtlich vorbei. Abby steht auf und fängt an, wie ein Roboter auf Zucker und Koffein die Wohnung aufzuräumen. Ich sitze da und sehe ihr zu, während ich nachdenke, wie sie so werden konnte – so kaputt und gebrochen. Wegen eines Jungen? Einem, den sie geliebt hat? Redet sie deshalb so über Liebe?

Eine Woche später reise ich ins Internat ab. Mir sind Abbys Worte noch vage im Kopf. Leider hat sie vergessen, mich vor den Typen zu warnen, die äußerlich perfekt wirken, die charmant und scheinbar fehlerlos sind und einem zum ersten Mal das Gefühl geben, geliebt zu werden. Sie hat vergessen, mir zu sagen, dass die Liebe eine Illusion ist, auf die zwangsläufig Dunkelheit folgt. Dass mit dem Verschwinden der Liebe die Wände wieder auf einen einstürzen, einen erdrücken, bis man glaubt, noch ungeliebter und wertloser als vorher zu sein.

## ETHAN

Ich sitze am Küchentisch, umgeben von Müll, Fuselflaschen und Kippen in dem wahrscheinlich dreckigsten Haus der ganzen Gegend, was eine Menge heißen will, denn in die-

ser Stadt gibt es viele heruntergekommene Häuser. Draußen ist es dunkel, und der Typ, dem das Haus gehört, ist dem 1960er-Hippiestil verfallen und hat die gesamte Bude mit Lavalampen vollgestellt. Er hat auch eine Schwarzlichtlampe, in deren Licht die Zähne so komisch weiß aussehen.

Vor einem Jahr war ich noch ein ganz normaler Typ, bin in die Schule gegangen und hatte einigermaßen anständige Noten. Heute bin ich ein fast siebzehnjähriger Schulabbrecher, der im Haus von irgendeinem Junkie abhängt, und ich habe keinen Schimmer, wie ich hier gelandet bin. Es kommt mir vor, als würde ich einen Abhang runterstürzen, mich mit Leuten herumtreiben, die ich kaum kenne und die nichts anderes interessiert, als das nächste Mal high zu sein und darüber zu reden, wie beschissen ihr Leben ist.

Zuerst war der Absturz irgendwie witzig und leicht, vor allem meine Gedanken abzuschalten, denn die haben mich total irre gemacht. Aber dann ging es immer weiter bergab, und ich merke, dass ich fast ganz unten bin. Wo ich nicht sein will. Und das nicht bloß, weil ich Nadeln hasse. Eigentlich komme ich damit bis zu einem gewissen Grad klar, solange sie jemand anderem reingestochen werden, nicht mir. Und das sollte doch reichen, um mich vor so einer Situation wie dieser zu bewahren. Trotzdem bin ich hier und beobachte, wie sich direkt vor mir einer einen Schuss setzt, und das nur, weil ich irgendwie neugierig bin und mir kein Grund einfällt, aufzustehen und zu gehen. Außerdem ist da London, meine eine Schwäche auf dieser Welt, egal, wie gerne ich es leugnen würde. London ist die eine



Person, wegen der ich bescheuerte Entscheidungen treffe, obwohl ich weiß, wie dämlich sie sind. Und die mich meine Keine-Freundin-Regel brechen ließ.

Der Typ, dem das Haus gehört, schnippt mit den Fingern gegen die Spritze und setzt die Nadel an seinem Unterarm an. Nachdem er einige Male eine Faust gemacht und sie wieder gelockert hat, ballt er sie richtig und stößt die Nadel unter seine Haut und tief in die Ader. Ich verziehe das Gesicht, weil sich in mir alles verkrampft; da holt er die Nadel schon wieder heraus und lässt sie auf den Tisch vor sich neben einen Löffel fallen. Er sackt auf dem Küchenstuhl nach hinten und gibt ein Stöhnen von sich, das ich richtig gruselig finde.

»Und so wird man high, ihr Penner«, sagt er, als sich seine Augen verdrehen. »Das fühlt sich echt ...« Er dämert weg, und sein Kopf fällt zur Seite.

Ich kapiere nicht, wieso ich noch hier bin. Warum ich hergekommen bin, ist klar: wegen London. Vor fast einem Jahr habe ich sie kennengelernt. Ich traf sie auf einer Party, sie war betrunken und brauchte jemanden, der sie nach Hause fährt. Irgendwie war das plötzlich mein Job. Zuerst war ich genervt und habe sie es auf der Fahrt deutlich spüren lassen. Aber dann fing sie an zu weinen, und das so sehr, dass ich rechts rangefahren bin, weil ich dachte, sie wird gleich ohnmächtig. Als ich anhielt, ist sie rausgesprungen und ins Feld neben der Straße gerannt.

»Das ist doch ein Scherz«, murmelte ich und stellte die Gangschaltung auf »Parken«. Mit Tränen konnte ich noch nie gut umgehen, und für einen Moment überlegte ich, London laufen zu lassen und weiterzufahren. Aber so ein

Arsch bin ich nicht. Also habe ich vor mich hin geflucht, bin ausgestiegen und ihr nach. Sie hockte mitten auf dem Feld und heulte.

»Hör mal, ich weiß nicht, was dein Problem ist, aber ich fahre dich lieber nach Hause«, sagte ich zu ihr und bemühte mich, cool zu bleiben. Es war schon spät – oder vielmehr: früh – und ich wollte wieder zurück zu der Party. »Kannst du mir bitte einen Gefallen tun und wieder in den Truck steigen?«

Sie schüttelte den Kopf und umklammerte fest ihre Knie. »Lass mich einfach hier.«

»Oh, glaub mir, das würde ich gerne.«

»Schön.« Sie vergrub das Gesicht an ihren Beinen. »Ich will nicht ...« Sie wischte sich die Augen.

Da stand ich, mitten in dem verdörrten Gras, und dachte nach, was ich tun sollte. Sollte ich sie fragen, was los war, oder meine Klappe halten? Ich wollte schon gehen, als sie zu schluchzen anfang, so richtig verzweifelt zu schluchzen. Plötzlich hatte ich einen Flashback zu der Zeit, als ich ungefähr acht war und mein Dad diese Phase hatte, in der er mich jedes Mal grün und blau prügelte, wenn er seine Schmerzmittel absetzte, und wie ich mich damals so zusammensackte und schluchzte. Es war eigentlich nicht dramatisch oder so und dauerte auch bloß etwa ein Jahr, aber damals war es heftig.

Obwohl ich keine Ahnung hatte, warum London weinte, bekam ich ein bisschen Mitleid mit ihr, weil offensichtlich irgendwas nicht stimmte. »Hey, bist du okay?« Ich hockte mich vor sie. »Soll ich dich woanders hinbringen, nicht nach Hause?«

Sie wurde still, und als sie zu mir aufsah, hatte sie einen zynischen Gesichtsausdruck, was mich ganz schön erschreckte. »Wohin? Zu dir? Damit du mich vögeln kannst?«

»Nein.« Ich stand auf und wich einen Schritt zurück. »Ich wollte nur helfen. Sonst nichts. Aber wenn du gleich rumzickst, lasse ich dich eben hier sitzen.«

Sie sah mich an, während sie aufstand, und langsam wurde ihr trauriger Blick prüfend. Sie musterte mich. »Du bist ein Arschloch.«

»Danke«, murmelte ich. Na und? So wurde ich nicht zum ersten Mal genannt. Tatsächlich hatte ich schon weit üblere Beschimpfungen gehört.

»Wenn du mir wirklich helfen willst«, sagte sie und nahm meine Hand, »dann sei still.«

Bevor ich antworten konnte, zog sie mich zurück zu meinem Truck am Straßenrand. Ich dachte, sie wollte mir ihr Herz ausschütten oder so, aber als wir im Truck saßen, holte sie einen Joint aus ihrem BH. Wir rauchten ihn, und hinterher fragte sie mich, ob ich sie vögeln will. So sehr ich auch Sex mochte, war etwas an ihr – vielleicht diese traurigen Augen –, das mich zum ersten Mal zögern ließ, seit ich anfing, mit Mädchen zu schlafen. Zugegeben, London hatte diesen rebellischen Schlampenlook mit engem Lederrock und tiefem Ausschnitt, aber sie sah auch verletzt aus. Es war mehr, als würde sie etwas suchen, das ihre Traurigkeit vertrieb, und in dem Moment schien das Sex zu sein.

»Ich bringe dich lieber nach Hause«, sagte ich und drückte den Joint im Aschenbecher aus.

»Wieso?«, fragte sie spöttisch und zog die Brauen hoch. »Hast du Angst vor mir oder so?«

Ich verdrehte die Augen. »Red keinen Quatsch.«  
Sie musterte mich wieder. »Bist du noch Jungfrau?«  
Ich lachte. »Seit zwei Jahren nicht mehr, Süße.«  
Sie lächelte abfällig. »Und was ist das Problem?«  
»Ich habe keine Ahnung«, log ich.

Sie nagte an ihrer Unterlippe. Ihre Augen waren rot und geschwollen vom Weinen, und Wimperntusche lief ihr über die Wangen. Ich kannte sie praktisch nicht, aber ich wollte diesen traurigen Blick verscheuchen, was ich selbst nicht verstand. *Keine Nähe, keine Beziehung*, lautete meine Regel.

»Dann schlaf mit mir.« Sie rutschte über die Vorderbank zu mir, presste grob ihren Mund auf meinen und biss mich in die Unterlippe. Ich wollte mich zurückziehen, doch am Ende dachte ich mit meinem Schwanz und erwiderte den Kuss.

Wir machten es auf der Rückbank meines Trucks. Es war grober, verschwitzter, leidenschaftlicher Sex, der mir zu der Zeit den Schädel wegblies. Ich meine, ich hatte ja schon vorher Sex gehabt, aber dieser war anders, und all das Überlegen und Alleinsein-Wollen löste sich umgehend in den Wunsch nach mehr im Leben auf. Nicht dass ich gewusst hätte, was.

Danach wurde ich sozusagen süchtig nach ihr und ihrer Unberechenbarkeit, ihrer Spontaneität und ihrer Wildheit. Sie machte mich mit Gras bekannt, und wir verbrachten Stunden im Bett, redeten nie richtig, und das machte die Beziehung leicht und unkompliziert.

Jetzt aber, sechs Monate später, hocke ich in der Bude eines Heroinsüchtigen, weil sie mich darum gebeten hat.

Das ist echt nicht meine Szene. Ich meine, ich werde high von Joints, und ich habe auch Kokain probiert, aber Heroin ist eine völlig andere Liga, und ich weiß nicht, ob ich in der mitspielen will.

London streckt ihren Arm über den Tisch. Sie hat kurze schwarze Haare mit roten Strähnen, und ihre eine Braue ist gepierct, genau wie die Stelle direkt über ihrer Lippe, neben einer vorstehenden Narbe, die von ihrer Nasenseite bis zu ihrem Mund verläuft. Ich habe sie schon Dutzende Male gefragt, woher die ist, aber sie sagt es mir nicht. Überhaupt erzählt sie mir vieles nicht.

»Ethan?« London sieht mich bettelnd an. »Ich kann mir keinen Schuss setzen. Kannst du mir bitte, bitte helfen?«

Ich schüttele den Kopf. »Nein, tut mir leid, ich weiß nicht, wie das geht.«

»Weiß ich doch, Baby, aber das kann ich dir erklären. Das klappt schon, vertrau mir.« Sie hat diesen flehenden Blick, während sie mir mit der freien Hand durchs Haar fährt, um mich aufzuheizen. »Bitte, ich brauche das wirklich.«

Sie braucht immer irgendwas wirklich, und normalerweise lasse ich sie, weil sie ja schließlich nicht mir gehört, aber das hier – könnte ein bisschen zu viel sein.

»Seit wann bist du auf dem Zeug?«, frage ich und drehe mich um zu den Leuten, die auf dem Wohnzimmerfußboden herumliegen. »Ich bin seit sechs Monaten mit dir zusammen, und ich habe dich noch nie mit was anderem als Gras oder Koks gesehen.«

»Tja, dann kennst du mich wohl nicht besonders gut«, kontert sie und reißt ihre Hand aus meinem Haar. »Und du

bist nicht mit mir zusammen. Ich lass dich bloß hinter mir herlaufen.«

Jetzt werde ich sauer. Ich lasse meine Fingerknöchel knacken, danach meinen verspannten Nacken. »Okay, jedenfalls helfe ich dir nicht hierbei.« Sie zieht einen Schmollmund, aber ich habe kein Mitleid mit ihr.

»Das wirkt bei mir nicht«, sage ich. »Nicht bei dem hier.«

»Ich helfe dir, Baby.« Der Typ ist in ihrem Alter – er heißt Drake oder Draven oder irgendwie so vampirisch klingend, glaube ich – und kommt in die Küche. Er ist ein echter Arsch, beachtet mich gar nicht und sieht London an, als wäre sie seine Freundin oder so ein Scheiß. »Hast du eine Nadel?«

Sie schüttelt den Kopf und streicht sich das Haar hinters Ohr, weg von ihrer Schulter, sodass ihr Tattoo zu sehen ist: *broken*. Einmal habe ich sie gefragt, was das heißen soll, und sie hat geantwortet, sie wäre eben gebrochen. Als ich nachfragte, warum, hat sie mir nur gesagt, dass sie nicht darüber reden will, sondern vögeln. Das sagt sie oft.

»Nur die hier.« London tippt an die benutzte Spritze auf dem Tisch, und ich verziehe angewidert das Gesicht.

Der andere Typ lässt sich auf den Stuhl neben ihr fallen und nimmt die benutzte Nadel von dem Kerl auf, der weggetreten am Tisch hängt. Dann nimmt er den Löffel und das Feuerzeug.

»Ist dir klar, dass das ungesund ist?«, frage ich London und ziehe die Ärmel meines Karohemds nach unten. »Und blöd?«

»Habe ich behauptet, dass ich nicht blöd bin?« Sie sieht mich provozierend an.

»Nein, aber das heißt nicht, dass du dich wie ein Schwachkopf benehmen musst.« Ich blicke zu Draven oder Drake. »Der du nicht bist.«

»Tja, Drake macht das für mich«, sagt sie, und ihrem Blick nach weiß sie sehr wohl, dass das ein heikles Thema ist. Ich hasse es, schwach rüberzukommen, und jetzt überlasse ich sie einem anderen?

Ich sehe auf die Spritze in seiner Hand, als er etwas von der Flüssigkeit in dem Löffel aufzieht, und will ihm die Faust ins Gesicht schmettern. Ich will ihn anbrüllen, London anbrüllen, und das nicht bloß, weil sie es jetzt tut, sondern weil ich mich frage, ob sie sich schon früher dreckige Nadeln reingejagt hat. Scheiße, was ist, wenn sie mich mit irgendwas angesteckt hat? Aber ich schreie sie nicht an, denn dann wäre ich genau wie mein Vater, der in einer Tour meine Mutter anbrüllt. Ehrlich, am liebsten will ich einfach nur weg aus diesem beschissenen Haus.

»Können wir nicht gehen?«, frage ich. »Es gibt garantiert noch was anderes, auf das du Lust hast. Wir können mit Jessabelle und Big D abhängen.«

»Mit den zwei Losern?«, erwidert sie, und ich erkenne an ihrem Tonfall, dass sie nicht aufgeben wird, denn wenn London sich zu etwas entschlossen hat, kann sie keiner umstimmen.

»Wer hat denn den Penner angeschleppt?«, unterbricht uns der andere und nickt zur Haustür. »Wenn du hiermit nicht klarkommst, verschwinde, Alter.«

Der Typ ist doppelt so breit wie ich – Stiernacken, groß, kräftig –, und ich bin sowieso nie scharf auf Prügeleien. »Komm mit mir«, versuche ich es wieder bei Lon-